

MICHAEL TOWNSON

Der Blick vom Tellerrand – das Deutsche in britischen Augen

Meiner geliebten Frau Felicitas (1947–2001)
und unserer gelungenen deutsch-britischen
Beziehung (1973–2001) zum Gedenken.

Abstract

Ausgehend von einer gewissen Euroskepsis in Großbritannien an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert, die sich auch in Teilen der britischen medialen Öffentlichkeit als Germanophobie manifestiert, zeichnet der Beitrag die Entwicklung der deutsch-britischen Beziehungen vornehmlich in der Zeit von der Thronbesteigung Georgs des Ersten (1714) bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Vorrangstellung deutschen Geisteslebens unter britischen Intellektuellen allgemein anerkannt wurde, nach, um den deutschen Beitrag zum britischen Geistesleben und die Existenz einer blühenden deutschen Kultur in Großbritannien zu dokumentieren. So werden die aktuellen Schwierigkeiten in den deutsch-britischen Beziehungen in einen weiteren historischen Kontext gesetzt und damit relativiert.

Ziel dieses Beitrags ist es, sich mit britischen Einstellungen zur deutschen Sprache, bzw. mit Deutsch aus einer britischen Perspektive auseinanderzusetzen. Der Hinweis darauf, dass es sich nicht um einheitliche und sich mit der Zeit nicht verändernden Einstellungen handelt, erübrigt sich fast und sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Unser Thema lässt sich in einen zweifachen Kontext einbetten, erstens in einen wissenschaftlichen und zweitens in einen sowohl synchronen als auch diachronen realpolitischen.

Das wissenschaftliche zuerst: Wenn wir uns mit einer zunächst fremden Sprache beschäftigen, befassen wir uns zwangsläufig auch mit einer zunächst fremden Kultur, also bewegen wir uns auf dem Gebiet der transkulturellen und vielleicht auch der interkulturellen Beziehungen. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich letzten Endes um unsere Wahrnehmung der Andersartigkeit und darum, wie wir mit Andersartigkeit umgehen. Als Untergruppierung der trans- bzw. interkulturellen Beziehungen machen wir dann den Bereich der zwischensprachlichen Beziehungen aus, und hier befassen wir uns auch mit dem relativen Status anderer Sprachen im Vergleich zu unserer eigenen.

Damit gehen wir in einen zweiten Bereich über, nämlich in die Sprachkritik, in die kritische Auseinandersetzung mit Sprache und die kritische Auseinandersetzung durch Sprache; hier begeben wir uns auf gefährliches Ter-

rain, auf ein Terrain, das wir zur Genüge von der innerdeutschen moralisierenden Sprachkritik her kennen, in der vermeintliche Eigenschaften der Sprecher auf ihre Sprache projiziert werden und umgekehrt.

Wenden wir uns jetzt dem realpolitischen Kontext zu. Dass Perzeptionen von Menschen und ihren Sprachen durch die Interpretation realpolitischer Entwicklungen beeinflusst werden, liegt auf der Hand und liefert mit einer Erklärung dafür, warum sich Einstellungen und Wahrnehmungen mit der Zeit verändern. Betrachtet man z. B. die sprachpuristische Diskussion und die Behandlung der ‚Fremdwortfrage‘ im Deutschland des 19. Jahrhunderts, fällt auf, wie die Sprachpfleger sich zunächst auf das ‚Welsche‘ einschießen, um sich dann, mit dem Sieg Preußens über Frankreich 1871 und den folgenden kolonialen und maritimen Ambitionen des neugegründeten Reichs, zunehmend die Anglizismen in der deutschen Sprache vorzunehmen.

Auf Wandel in der Geschichte der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen deutsch-britischen Beziehungen soll später eingegangen werden.

Zunächst gilt es jedoch, einen weiteren kontextualen Aspekt zu berücksichtigen, u. z. den allgemeinen Stellenwert von Fremdsprachen in einem bestimmten Kulturkreis; um es vereinfacht auszudrücken, die Einschätzung der Feststellung, dass Kultur X eine negative Einstellung gegenüber Sprache A hat, wird unterschiedlich ausfallen, je nachdem, ob Kultur X eine solche negative Einstellung nur gegenüber Sprache A hat, oder ob sie auf alle Fremdsprachen herabblickt. In der real existierenden Sprachwelt wird man wahrscheinlich graduelle Unterschiede feststellen, indem gewisse Sprachen als Hochwertsprachen, andere als weniger wertvoll gelten.

Wenden wir uns jetzt dem besonderen Fall Großbritanniens zu, und versuchen wir drei Fragen zu beantworten:

1. Wie stehen die Briten überhaupt zu Fremdsprachen und deren Erlernen?
2. Kann man innerhalb dieses allgemeinen Rahmens Präferenzen unter den zur Verfügung stehenden Fremdsprachen ausmachen?
und
3. Wie steht es dann mit dem Deutschen?

Anfang Februar 2002 hat die französische Regierung bekanntgegeben, dass alle jungen Franzosen im schulpflichtigen Alter mindestens *zwei* Fremdsprachen können sollten. Ungefähr gleichzeitig sprachen die Botschafter Deutschlands, Frankreichs und Italiens am Hofe von St. James im britischen Amt für Auswärtige und Commonwealth-Angelegenheiten vor, um gegen Pläne der britischen Regierung zu protestieren, nach denen nicht einmal *eine* Fremdsprache mehr zu den Pflichtfächern an englischen Schulen ab dem neunten Schuljahr zählen sollte. Hier wurden von englischer Seite zwei Hauptargumente angebracht, u. z. erstens, dass es Schüler gäbe, die kein Interesse an Fremdsprachen hätten, und zweitens, dass man mit Englisch sowieso eine Weltsprache hätte. Nicht zuletzt den anglophonen Europäern soll der scheinbar unaufhaltsame Vormarsch des Englischen als weltweite Ver-

kehrssprache Sorgen bereiten, verführt er doch zu einer sprachlichen Faulheit und Überheblichkeit seitens der Briten und letzten Endes zu einer zunehmenden Insularität und kulturellen Blindheit.

Solche sprachliche Faulheit lässt sich in dem (noch) Vereinigten Königreich nicht zuletzt am Rückgang des Fremdsprachenunterrichts auf allen Ebenen erkennen – z. B. ziehen sich britische Universitäten unter dem Druck regierungsseitiger finanziellen Vorgaben zunehmend aus dem Fremdsprachengeschäft zurück, und mit der Einführung eines zentral dirigierte Schulkurriculums in England und Wales bieten immer weniger Schulen ihren Schülerinnen und Schülern die Gelegenheit, mehr als nur eine Fremdsprache zu erlernen. Auf makropolitischer Ebene ist die angeblich weit verbreitete ‚Euroskepsis‘, die eher als eine Kombination von Unwissen und Apathie gesehen werden kann, an dieser Situation wohl auch nicht unbeteiligt.

Was speziell das Deutsche anbetrifft, stellt man eine rückläufige Tendenz bei der Zahl der Lernenden (gemessen z. B. an der Zahl der Anmeldungen zu den GCSE- und GCE-Prüfungen) fest; die einzige Fremdsprache, die eine positive Tendenz aufweist, ist das Spanische, das dem Deutschen den Rang der traditionell ‚zweiten‘ Fremdsprache streitig macht; es soll hier zwar nicht einem ‚Sprachkampf‘ das Wort geredet werden, aber ökonomische Überlegungen beschränken die Zahl der angebotenen Fremdsprachen im Bildungsbereich, und die wenigsten öffentlichen Schulen sind in der Lage, neben der traditionell ersten Fremdsprache Französisch mehr als eine weitere Fremdsprache anzubieten.

Die Gründe für den Rückgang des Interesses am Deutschlernen in der südlichen Hälfte der größeren Insel sind vielfältig und -schichtig, hängen aber wahrscheinlich u. a. mit der zunehmenden Beliebtheit der iberischen Halbinsel als Feriengziel, mit dem Rückzug der britischen Besatzungsmacht aus Deutschland und mit dem eher negativen Deutschlandbild in den britischen Massenmedien zusammen.

Mit ein Grund dürfte jedoch auch der sein, dass das Deutsche allgemein als schwierig zu erlernende Sprache gilt, eine Einstellung die vielleicht auf Mark Twains Vorurteile gegen eine flektierte Sprache mit Klammerstruktur und zusammengesetzten Wörtern zurückgeführt werden könnte.

Allgemein gilt aber wohl das Prinzip, dass keine Sprache ‚schwieriger‘ oder ‚einfacher‘ ist als jede andere; leider gilt aber auch, dass – Sofortterfolg versprechenden Inseraten von gewinnorientierten Anbietern zum Trotz – das Erlernen einer fremden Sprache, will man sie richtig beherrschen und nicht nur mit Versatzstücken rudimentäre kommunikative Bedürfnisse befriedigen, nicht einfach ist, ja beträchtliche geistige Anforderungen stellt.

Das allgemeine Bild, das sich also ergibt, ist das einer gewissen Fremdsprachenfaulheit in Großbritannien, in einem Land, in dem paradoxerweise infolge jahrhundertlanger Einwanderung mehrere hundert Sprachen gesprochen werden, zu denen auch das Deutsche gehört. Während aber in früheren Zeiten die meisten Einwanderer aus europäischen Ländern kamen, oft um

politischer Verfolgung zu entfliehen, überwiegen jetzt die nicht-europäischen Sprachen.

Aber genug des allgemeinen Hintergrunds. Kommen wir zur Sache.

Den Anfang der germanisch-britischen Beziehungen bildeten einerseits die Missionsaktivitäten britischer und vor allem irischer Mönche, z. B. Bonifatius, des ersten Erzbischofs von Mainz, und Kilians, des Gründers des Bistums Würzburg und andererseits die bewaffneten Einfälle der Angeln und Sachsen nach dem Untergang der römischen Herrschaft in Britannien und auf dem europäischen Festland. Mit der Festigung der angelsächsischen Macht in Britannien lösten germanische Dialekte das Keltische als Landessprache ab und prägten über vierhundert Jahre lang das sprachliche Geschehen in der südlichen Hälfte der größeren Insel. Trotz der Machtübernahme durch die (französischsprechenden) Normannen nach der erfolgreichen Invasion durch Wilhelm den Eroberer in den Jahren nach 1066 sind Spuren des Germanischen immer noch im heutigen politischen Wortschatz zu finden, und ungefähr die Hälfte des modernen englischen Wortschatzes ist germanischen Ursprungs. Mit den Normannen hat sich jedoch das Französische als Hochwertssprache etabliert, vor allem in Politik, Diplomatie und Kunst. Der sprachliche Austausch mit dem Germanischen fand dennoch weiterhin statt, vor allem in den Bereichen der Seefahrt, des Handels, der Technik und des Handwerks. Als z. B. der Bergbau in Britannien im Mittelalter wieder aufgebaut werden sollte, kamen Bergleute aus Deutschland nach England, was mit die Erklärung dafür liefert, dass viele englische Begriffe auf den Gebieten Bergbau, Geologie und Mineralogie aus dem Deutschen stammen.

Vor allem durch die Reformation begünstigt lösten sich im Laufe der Jahrhunderte die englischen Beziehungen zu Frankreich und der romanischen Welt, bis sich mit dem Thronfolgesetz von 1701 und der Thronbesteigung des Hannoveraners Georgs des Ersten im Jahr 1714 eine Hinwendung zu Deutschland vollzog, die sich politisch zunächst knapp 150 Jahre hielt, um dann nach ca. 80 Jahren wieder fortgesetzt zu werden, und die dynastisch bis heute – trotz der Namensänderung des Königshauses im Ersten Weltkrieg – fort dauert. Mit Georg hatte Großbritannien einen König, der der Landessprache nicht mächtig war, und der sich im Verkehr mit seinen Ministern hauptsächlich des Französischen bediente.

Dem neuen König voraus war sein ‚Untertan‘ Georg Friedrich Händel nach London gezogen (wo er sich 1713 endgültig niederließ), und in seinem Gefolge kamen immer mehr Deutsche nach Großbritannien, sodass sich deutschsprachige Gemeinschaften und Gemeinden in London und anderen großen Städten bildeten. In Whitechapel, im Osten Londons, z. B. wurde 1762 eine lutherische Kirche gegründet, und diese Kirchengemeinde St. Georg, die im 19. Jahrhundert eigene Schulen unterhielt, und der in den 1930ern Dietrich Bonhoeffer kurze Zeit vorstand, wurde erst Mitte der 1990er Jahre aufgelöst.

Einen weiteren und interessanten Beleg für den deutsch-britischen Kontakt liefert der in Irland ansässige Übersetzer und Schriftsteller Hans-Chris-

tian Oeser in seinem literarischen Reiseführer *Treffpunkt Irland*. Ich zitiere auszugsweise:

Fünf Kilometer südlich der Ortschaft Muckross (in Co. Kerry) liegt Killeaghy Hill, ein ehemaliges Hügelort ... Hinter dem Postamt ... führt ein Pfad hinauf zu einem baumumringten, überwucherten Friedhof.

An dieser Stelle liegt der Hannoveraner Gelehrte und Schriftsteller Rudolf Erich Raspe (1737 – 1794) begraben, der kaum noch jemandem als Urheber der allseits bekannten Lügenmärchen des Barons Münchhausen bekannt sein dürfte, von seinen anderen Verdiensten zu schweigen. Doch war er es, der, seit 1782 Bergwerksingenieur in Dolcoath (Cornwall), auf englisch die abenteuerlichen Geschichten des „Ur-Münchhausen“ niederschrieb und 1785 ... in London anonym veröffentlichte. Die erweiterte zweite Auflage (1786) von Raspes außerordentlich populären Phantastereien wurden von Gottfried August Bürger ins Deutsche rückübersetzt. (Oeser 1996, S. 193)

Sucht man weiter nach Indizien für deutsche Aktivitäten in Britannien, findet man diese sicherlich in der Anzahl der in England verlegten deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen; die Sammlung der Britischen (National)Bibliothek umfasst 83 Titel, von denen der älteste, *Der Treue Verkündiger*, auf das Jahr 1810 zurückgeht. Bei diesen Publikationen kann man drei Hauptkategorien unterscheiden: erstens allgemeine Zeitschriften, zweitens Handels- und Berufszeitschriften und drittens Zeitschriften ausdrücklichen politischen Inhaltes, die sehr oft am linken Ende des politischen Spektrums standen. Zu dieser dritten Kategorie zählen aus den Beständen der Britischen Bibliothek noch weitere Titel von Exilzeitschriften aus den Jahren 1933 bis 1945.

Über die Leserschaft dieser Zeitschriften und ob sie nur von den in Großbritannien lebenden Deutschen oder auch von einem weiteren britischen Lesepublikum rezipiert wurden, kann hier leider nicht berichtet werden; genauso wenig kann auf die Frage eingegangen werden nach den Beziehungen und Kontakten zwischen Deutschen und Briten oder inwiefern die Deutschen in sich geschlossene Gemeinschaften bildeten mit ihren eigenen Schulen, Vereinen und Turnhallen, obwohl – Houston Stewart Chamberlain zum Trotz – kaum vorstellbar ist, dass allzu viele Briten in die Zweige des Sprachvereins und des Flottenvereins im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert eintraten. Bekannt ist aber, dass es in Großbritannien um 1900 eine kaisertroue Bewegung unter den Deutschen in Großbritannien gab (und warum sollte man schließlich nicht zu dem Schwiegersohn der beliebten Queen Victoria halten?), die die Beliebtheit der Deutschen unter der einheimischen britischen Bevölkerung nicht unbedingt steigerte – in der Tat kam es bei verschiedenen Gelegenheiten in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zu handfesten Auseinandersetzungen zwischen Briten und Deutschen.

Hier ist nun zum ersten Mal explizit die Rede von den Rivalitäten und Feindseligkeiten, die, wie vorher angedeutet, die deutsch-englischen Beziehungen über einen Zeitraum von ca. 80 Jahren trübten und das britische Deutschlandbild nachhaltig und negativ beeinflussten. Auch dieses Thema

muss angesprochen werden; es hat keinen Sinn, nur um den heißen Brei herumzureden, und so ist vielleicht die Zeit gekommen, um auf dieses Kapitel einzugehen. Anschließend sollen wir der Frage nachgehen, wie das Deutsche vor allem im geistigen Bereich in Britannien aufgenommen wurde.

In einem beachteten – aber auch heftig kritisierten – Artikel in der links-liberalen britischen Zeitung *The Guardian* vom 22. September 2001 hat die berühmt-berüchtigte Kolumnistin Julie Burchill das Deutsche aufs Korn genommen. Beachtenswert an dem Artikel war dreierlei; erstens der Inhalt dessen, was Burchill schrieb, zweitens, dass *The Guardian* sich dazu herabließ, einen solchen Artikel zu veröffentlichen, und drittens, dass sich Burchill dadurch als vergrößerte Genossin der ehemaligen britischen Premierministerin Thatcher auswies, die Deutschland und den Deutschen alles andere als freundlich gesonnen war. Burchill reihte sich auch damit in die Kolonnen der englischen Boulevardblätter ein, die nicht nur gelegentlich mit xenophoben Artikeln auftrumpfen, die, erschienen sie in Deutschland, den Vorwurf der Volksverhetzung nach sich zögen.

Burchill wärmt die alten Vorurteile gegen die Deutschen auf – die Deutschen seien dick, gefräßig, unhöflich, im Ausland verhasst, knauserig und zu Kadavergehorsam erzogen, und ihre Suche nach Identität hätte nur mit ‚Blut und Boden‘ zu tun. Unter anderem setzt sie sich auch mit der deutschen Sprache – oder vielmehr mit einer Parodie der deutschen Sprache, die sie, frei übersetzt, als ‚Scheißsprache‘ bezeichnet, auseinander. Mit der deutschen Sprache stand sie von Anfang an auf Kriegsfuß, da sie lieber die Schule schwänzte als in den Deutschunterricht zu gehen. Insofern man überhaupt eine sachliche Kritik in Frau Burchills Ergüssen ausmachen kann, scheint das Deutsche – oder vielmehr das Klangbild des Deutschen – ihren Sinn für Ästhetik zu verletzen. Dem Fass schlägt sie dann mit der Behauptung den Boden aus, auch der sprachlich unbedarfteste Engländer würde den gebildetsten und gelehrtesten Deutschen an Eloquenz übertreffen. Dass sie sich mit dieser unerhörten Unverschämtheit endgültig disqualifiziert, versteht sich von selbst.

Hier darf die Frage gestellt werden, warum Frau Burchill überhaupt für erwähnenswert gehalten wird. Aus zwei Gründen:

Erstens müssen solche Ansichten und Einstellungen irgendwoher stammen; Frau Burchill behauptet, Bilder aus deutschen Konzentrationslagern, die sie im zarten Alter von neun Jahren zu sehen bekam, seien der auslösende Faktor gewesen. Ohne ihre Aufrichtigkeit in diesem Fall anzuzweifeln, darf man sich nicht wundern, wenn Generationen, die mit Kriegsfilmen und -berichten großgezogen wurden, und das in einem Land, das nicht nur mit seiner Vergangenheit sondern auch mit seiner Gegenwart nicht klargekommen ist, ein schiefes und negatives Deutschlandbild entwickelt, und wenn die einzigen Erfahrungen mit der deutschen Sprache aus immer wiederholten NS-Großkundgebungen und filmischen Darstellungen von – nicht immer deutschsprachigen – Wehrmachtsangehörigen bestehen, wird die Einstellung zur deutschen Sprache einseitig-nachteilig beeinflusst.

Zweitens muss man aber feststellen, dass negative Bilder der deutschen Sprache in der angelsächsischen Welt nicht erst mit dem Ausbruch von Kriegshandlungen im 20. Jahrhundert entstanden sind.

In einem Anhang zu einem 1880 veröffentlichten Buch, das auf deutsch mit dem Titel *Bummel durch Europa* erschien, hat sich der US-amerikanische Schriftsteller Samuel Longhorne Clemens mit der deutschen Sprache auseinandergesetzt, mit einer Sprache, die er, im Gegensatz zu Frau Burchill, wohl sehr gut gekannt haben muss. Clemens Kritik dürfte unter Germanisten bekannt sein, sodass man nicht im Detail darauf einzugehen braucht. Was Clemens, den man wohl besser unter seinem Künstlernamen Mark Twain kennt, vor allem anprangert, ist das, was er als die Kompliziertheit und Umständlichkeit der deutschen Sprache betrachtet; hierbei hebt er vier Eigenschaften des Deutschen hervor:

1. dass Deutsch eine flektierte Sprache mit Genusunterscheidungen ist – ‚so schlimm wie Latein‘;
2. dass deutsche Verben trennbare Präfixe haben, und wohl damit verbunden
3. dass deutsche Sätze (und Nominalgruppen) eine Klammerstruktur aufweisen, und
4. dass der deutsche Wortschatz zu einem grossen Teil aus zusammengesetzten Wörtern besteht, ‚die man in keinem Lexikon findet‘. Hier muss man Twain zugutehalten, dass er auch nach Belegen sucht, und obwohl wir alle mit der Donaudampfschiffahrtskapitäns Witwenpensionskasse mit seinen 49 Buchstaben vertraut sind, trumpft er in einem späteren Text mit einem Wort mit 95 Buchstaben auf, u. z.:
 Personaleinkommensteuerschätzungs-kommissionsmitgliedsreisekosten-rechnungsergänzungsrevisionsfund.

Diese Eigenschaften jedoch, die er als negativ einschätzt, und die zweifelsohne das Leben für Dolmetscher schwer machen, würden wir als SprachgermanistInnen (mit Ausnahme der Genusunterscheidung) eher als Positiva ansehen, und wenn wir zum Beispiel die deutsche Satzstruktur betrachten, ist es kein Wunder, dass die Kunst der Fuge im deutschsprachigen Raum entstand. Gleichzeitig müssen wir aber Verständnis für die Schwierigkeiten haben, mit denen Sprecher nicht-flektierter Sprachen mit eher linearer Satzstruktur im Deutschen konfrontiert sind, vor allem dann, wenn Latein nicht mehr zum Lehrplan der höheren Schulen gehört.

Wenden wir uns jetzt wieder den positiveren Seiten zu, und versuchen wir, das eher negative Bild der letzten Jahrzehnte in einem breiteren historischen Kontext zu sehen. Vorher hatten wir die Anknüpfung engerer Beziehungen und eine verstärkte Ansiedlung Deutscher in Großbritannien festgestellt. Dass Britannien sich im 18. Jahrhundert auf engere Beziehungen zu Deutschland einließ, hatte zunächst vor allem konfessionelle Gründe; es ging darum, dem Katholizismus einen Riegel vorzuschieben und die protes-

tantische Thronfolge zu sichern. Das hatte also zur Folge, dass die britische Deutschlanderfahrung vor allem eine protestantische und norddeutsche war.

Es erhebt sich jetzt die Frage, ob und wie das Deutsche in Britannien im Laufe des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgenommen wurde; hier ist nicht das Leben der Deutschen in Britannien gemeint, sondern vor allem das Geistesleben, wie es sich in Deutschland abspielte; hier kann man gleich feststellen, dass die Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen stattfand, und dass das sich im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelnde britische Deutschlandbild ein durchaus positives war. Allgemein muss man feststellen, dass Britannien viele Vorteile aus den Beziehungen zu den deutschen Vettern gezogen hat. Obwohl politische und wirtschaftliche Belange für viele die ausschlaggebenden waren, hat sich der britisch-deutsche Austausch zum Glück nicht auf diese beschränkt. Georg Friedrich Händel haben wir schon erwähnt; auch Joseph Haydn, Johann Christian Bach, Max Bruch und Felix Mendelssohn-Bartholdy haben das musikalische Leben Großbritanniens bereichert. Oder auf einem anderen Gebiet wissen nicht alle, die in London die Museen in South Kensington bewundern, dass diese der Initiative und dem unternehmerischen Erfolg des deutschen Prinzgemahls Albert zu verdanken sind. In den Gestalten des Architekturhistorikers Nikolaus Pevsner und des Soziologen und Politologen Eric Hobsbawm hat Großbritannien Deutschland bzw. Österreich zwei der hervorragenden intellektuellen Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts zu verdanken.

Jetzt soll der Schwerpunkt aber auf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen, da diese Zeit einen Höhepunkt in der britischen Deutschland-Rezeption und dem deutschen Einfluss auf das britische Geistesleben darstellt.

Zunächst ein Gegenstück zu Frau Burchill. Im Jahr 1822 schrieb eine junge schottische Dame, Jane Baillie Welsh, an ihre Freundin Bess Stodart: „Mr. Carlyle weilte zwei Tage bei uns; die meiste Zeit verbrachten wir mit deutscher Lektüre. Das ist eine so edle Sprache!“ (nach Symons 2001, S. 57). Nebenbei bemerkt ist es wohl beachtenswert, dass Carlyle erst 1820 anfang, Deutsch zu lernen, aber bis 1822 in der Lage war, Goethes *Faust* zu rezensieren, und 1823 begann er mit einer Übersetzung von *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Hier werden gleich zwei wichtige Themen angesprochen – Thomas Carlyle und die positive Rezeption des Deutschen.

Wenn die deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben in der Schuld des Engländers Shakespeare stehen, sind die Verdienste von Kant, Lessing, den Schlegels, Schiller und vor allem Goethe um die Entwicklung der englischen Literatur, Philosophie und Philologie um keinen Deut geringer. Die Arbeit von maßgeblichen Vertretern des britischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert wäre ohne die Auseinandersetzung mit dem Deutschen kaum denkbar gewesen. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, wollte man auf den deutschen Einfluss auf diese britischen Dichter und Denker im Detail und vor allem auf die Anreicherung des britischen Utilitaris-

mus durch den deutschen Idealismus und Transzendentalismus eingehen; wir müssen uns eher mit einer groben Skizze begnügen.

Zuerst ein paar Eckdaten: schon 1776 wurde ein deutscher Lehrstuhl am Trinity College der Universität Dublin eingerichtet; ihm folgten 1832 und 1831 Lehrstühle am University College bzw. King's College der 1832 gegründeten Universität London. Schon vorher hatten sich jedoch durch Hare und Thirlwall germanistische Aktivitäten am Trinity College Cambridge entwickelt. 1842 wurde Christian Karl Josias von Bunsen zum Preußischen Botschafter in London ernannt. Bunsens Beziehung zu Großbritannien setzte jedoch nicht erst mit dieser Ernennung an, hatte er doch vorher in Rom, wo er zunächst als Sekretär des Preußischen Gesandten am Vatikan, Barthold Georg Niebuhrs tätig war, dessen Nachfolge er dann 1823 antrat, 1817 die Engländerin Frances Waddington geheiratet und gute Kontakte zu literarischen Größen wie William Wordsworth, Sir Walter Scott, John Henry Newman und Thomas Arnold unterhalten.

Hiermit haben wir also gleich zwei Bereiche angesprochen; den literarischen und philosophischen Austausch und die Etablierung der Germanistik als Universitätsfach – und damit verbunden die Entwicklung philologisch-sprachwissenschaftlicher Aktivitäten. Auf diese gilt es jetzt einzugehen.

Nach anfänglicher skeptisch-positiver Rezeption einzelner früherer Werke Schillers und Goethes – vor allem *Die Räuber* und *Werther* –, die sicherlich auch im Zusammenhang mit einer gewissen Begeisterung für die revolutionären Ideen gesehen werden muss, die sich in Frankreich verbreiteten, wurde es um 1800 mit der Verschärfung des Konflikts mit Frankreich in England sehr still um die deutsche Literatur. 1802 z. B. konnte Francis Jeffrey der Überzeugung Ausdruck geben, „dass sich unser literarischer Geschmack grundsätzlich von dem unserer deutschen Nachbarn unterscheidet.“ (nach Ashton 1994, S. 9) Zu den frühen Fürsprechern für die deutsche Literatur gehörte Samuel Taylor Coleridge, der als einer der führenden Köpfe der Jahrhundertwende in Großbritannien galt. Coleridge war es, der vor allem Kant, Schelling und die Schlegels dem britischen Lesepublikum näherbrachte und maßgeblich dazu beitrug, die britische Skepsis und Ignoranz gegenüber deutscher Literatur und Philosophie zu überwinden.

Im Gegensatz zu Thomas Carlyle, dem wir uns als nächsten zuwenden werden, interessierte sich Coleridge vor allem für Literaturtheorie; sein ‚Essay on Taste‘ (1814) z. B. hebt den Begriff des Schönen im Sinne Kants vom Angenehmen und Nützlichen ab. Trotz der Ungnade, in die deutsche Literaturwerke zwischen 1800 und ca. 1820 gefallen waren, ließ Coleridge von seinem Interesse an deutscher Literatur und Philosophie nicht ab und sorgte mit seinen eigenen Schriften und Gesprächen dafür, dass diese ‚fremden‘ Ideen auch Eingang in die gelehrten Diskurse Britanniens fanden. Es ist z. B. vielleicht bezeichnend, dass der Begriff des Ästhetischen um diese Zeit in die kunst- und literaturtheoretischen Diskurse Eingang fand; laut *Shorter Oxford English Dictionary* wurde der Begriff aus dem Deutschen entlehnt.

Im Gespräch mit Eckermann am 11.10.1828 vermerkt Goethe:

Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt Carlyles Verdienste um die deutsche Literatur erwäge, so ist es auffallend, welch ein bedeutender Vorschrift zum Besseren geschehen ist. Goethe (1948–62, Bd. xxiv, S. 293)

Wie Coleridge suchte auch Carlyle bei den Deutschen philosophische Anregungen; obwohl sein Verständnis dem von Coleridge in einigem nachstand, war er der bessere Publizist; durch Carlyles Schriften sind z. B. Kantsche Ideen auch nach Amerika vermittelt worden. Carlyle war, obwohl er erst 1852 nach Deutschland fuhr, ein hervorragender Kenner der deutschen ‚Szene‘, wie man heute sagen würde; er korrespondierte mit Goethe, hatte dessen *Wilhelm Meister* übersetzt und sorgte mit dafür, dass der Goethe, den man in England kennen- und schätzen lernte, nicht nur der Autor des *Werther* war. Die meisten englischen *Faust*-Übersetzer der 30er Jahre erkannten ausdrücklich an, wie tief sie in Carlyles Schuld standen. Obwohl Carlyle auch andere Dichter übersetzte und sich mit einer Schiller-Biografie hervortat, lag sein Hauptverdienst wohl darin, dass er vielen zu der Erkenntnis verhalf, in Goethe läge der Schlüssel zum Verständnis deutschen Geisteslebens im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Carlyle stellte die zweite Generation britischer Deutschlandkenner im 19. Jahrhundert dar, und durch seine Bemühungen und die von Coleridge und einem immer weiteren Kreis von Kennern deutschen dichterischen und philosophischen Schriftguts gehörten Kenntnisse der deutschen Sprache, Literatur und Philosophie zum unentbehrlichen Rüstzeug der britischen Intellektuellen in den 30er und 40er Jahren.

Hauptvertreter einer dritten Generation waren vor allem George Eliot (mit bürgerlichem Namen Mary Ann Evans) und ihr späterer Lebensgefährte George Henry Lewes. Neben seinen philosophischen Arbeiten setzte Lewes u. a. die Goethe-Rezeption fort und veröffentlichte 1855 eine zweibändige Goethe-Biografie, die zu den zwei ersten überhaupt gehörte. Während Coleridge und Carlyle Deutschland aus eigener Erfahrung kaum kannten, wurde Deutschland für Lewes und Eliot zur zweiten Heimat.

Schon Coleridge hatte sich zwangsläufig für Religionsphilosophie interessiert, aber Eliot setzte das Interesse an historischer Bibelwissenschaft auf einer höheren Ebene fort, indem sie sich mit z. B. Feuerbach und David Friedrich Strauß, dessen *Leben Jesu* sie auch ins Englische übersetzte, beschäftigte.

Eliot beteuerte mehrmals, kein britischer Philosoph, Historiker oder Theologe dürfte den Anspruch auf fachliche Kompetenz erheben, ohne die deutschen Fachbeiträge zu kennen; bis 1850 wurde in Britannien Deutschland als das anerkannt, was es seit den 1780er Jahren auch gewesen war – das Zentrum europäischen Theoriedenkens.

In ihrer zusammenfassenden Einschätzung der Leistungen der ‚Viererbände‘ Coleridge, Carlyle, Eliot und Lewes kommt Rosemary Ashton zu folgendem Schluss: „They were Germanists and they were four of the most important thinkers of their age. There is a connection between these two statements ...“ Ashton (1994, S. 26).

Von ca. 1789 bis ca. 1850 lässt sich also eine Kontinuität und Progression in der britischen Rezeption deutscher geistiger Produktion feststellen, von der Rezeption einzelner Werke über eine Würdigung der geistigen Hintergründe und des dichterischen Gesamtwerkes bis zu einer allgemeinen Durchdringung britischen Geisteslebens durch deutsches Gedankengut.

Coleridge, Carlyle, Eliot und Lewes waren die hervorragenden Persönlichkeiten, aber sie stehen stellvertretend für viele; zum Abschluss gehen wir kurz auf das Philologische und das Geschehen an den Hochschulen ein.

Zu den Bekannten von Bunsen in Rom und zu den Bewunderern Niebuhrs gehörten Julius Hare und Connop Thirlwall, die sich schon im Internat Charterhouse kennengelernt hatten, zusammen mit Georg Grote, dessen Vater Mitte des 18. Jahrhunderts von Bremen nach London übersiedelte. Grote sollte später Präsident von University College London und Rektor (Vice-Chancellor) der Universität London werden.

Als Neunjähriger hatte Hare ein Jahr in Weimar gelebt, was sein Interesse für deutsche Literatur erweckte. 1812 immatrikulierte er sich an der Universität Cambridge, Trinity College, wo er versuchte, seine Kommilitonen für Deutsch zu interessieren. 1817 gründete Hare einen kleinen Diskussionskreis, der später ‚Apostles Club‘ hieß und sich zum Ziel setzte, intellektuelle Anregungen vom Kontinent, speziell von Deutschland, zu verbreiten. Hare und Thirlwall verbrachten die 1820er Jahre in Cambridge und arbeiteten an der Übersetzung von Niebuhrs *Geschichte Roms* zusammen. 1831–33 gaben sie die Zeitschrift *Philological Museum* nach dem Vorbild von Niebuhrs *Rheinisches Museum* heraus, die als erste britische sprachphilologische Zeitschrift überhaupt galt. Obwohl die Zeitschrift nicht lange überlebte, führten die weiteren Aktivitäten der ‚Apostles‘ zu der Gründung der ‚Philological Society‘ im Jahr 1842 in London, die 1860 die Gründung der Oxford English Dictionary initiierte. Bis Hare und Thirlwall die Universität Cambridge im Jahr 1832 bzw. 1834 verließen, hatten sie die Grundlage der Germanistik als Universitätsdisziplin geschaffen. Hare wurde, wie es sich für einen Absolventen der Universität Cambridge zu der Zeit gehörte, Pfarrer; in seinem Pfarrhaus in Herstmonceux in der Grafschaft Sussex baute er eine reichhaltige Sammlung deutscher Literatur auf, die nach seinem Tod Trinity vermacht wurde. Sein Pfarrhaus war Treffpunkt von germanistisch Interessierten, zu denen auch Friedrich Max Müller zählte, den Bunsen 1846 nach England eingeladen hatte, um seine orientalistischen Studien weiterzutreiben. 1848 zog Müller nach Oxford, wo er den Lehrstuhl für moderne europäische Sprachen erhielt und damit zu einem der ersten namhaften deutschen Lehrstuhlinhaber an britischen Universitäten wurde.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts also hatten die Beziehungen zwischen Deutschland und Britannien einen Höhepunkt erreicht; Deutsch war in Großbritannien als führende Kultursprache anerkannt und wurde auch in zunehmenden Maße als Sprache der Naturwissenschaften und Technik akzeptiert – eine Stellung, die bis weit in das 20. Jahrhundert hinein aufrechterhalten wurde, mussten z. B. Studierende der Chemie an britischen Universi-

täten bis ca. 1970 Pflichtkurse in Deutsch absolvieren. Allmählich jedoch trat eine Verschlechterung ein, indem Großbritannien ihre Vormachtstellung in der Welt streitig gemacht wurde, u. z. gleich von zwei Seiten:

1. ab ca. 1880 vom Zweiten Deutschen Reich, das erstens einen ‚Platz an der Sonne‘ für sich beanspruchte und sich zur Seemacht entwickelte, und zweitens eine führende Rolle in der ‚Zweiten Industrierevolution‘, die auf Chemie und Elektro- und Fernmeldetechnik basierte, spielte.

2. vom ‚schlummernden Riesen‘ jenseits des Atlantischen Ozeans.

Die Schilderung dieser Verschlechterung muss aber einer weiteren Studie vorbehalten bleiben.

Literatur

Ashton, Rosemary (1994): *The German Idea. Four English Writers and the Reception of German Thought. 1800–1860.* London.

Goethe, Johann Wolfgang von (1948–1962): *Werke, Briefe und Gespräche.* 24 Bde. Zürich. (Gedenkausgabe, herausgegeben von E. Beutler).

Jenner, M (o. J.): *Scenes from a Relationship. Britain's German Heritage.* London

Kielinger, T (1997): *Crossroads and Roundabouts: Junctions in German-British Relations* London.

Musolff, Andreas/Good, Colin u. a. (Hg) (2001): *Attitudes towards Europe. Language in the Unification Process.* Aldershot.

Musolff, Andreas/Schaeffner, Christina/Townson, Michael (Hg.) (1996): *Conceiving of Europe: Diversity in Unity.* Aldershot.

Oeser, Hans-Christian (1996): *Treffpunkt Irland. Ein literarischer Reiseführer.* Stuttgart.

Stark, Susanne (1999): „Behind Inverted Commas“. *Translation and Anglo-German Cultural Relations in the Nineteenth Century.* Clevedon.

Symons, Julian (2001) *Thomas Carlyle. The Life and Ideas of a Prophet.* London.